

Einleitung – Weltzugänge, Perspektiven und Methoden

*„Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken“
J. W. v. Goethe: Farbenlehre*

Schön, Schönes, Schönheit – das sind allesamt unverzichtbare Wörter unserer Alltagssprache. Wir alle wissen, oder vermeinen zumindest zu wissen, was schön ist und was nicht schön ist. So einfach es für uns ist, unmittelbar etwas als schön zu bezeichnen, so schwierig wird es, wenn wir versuchen „schön“, „Schönes“ und „Schönheit“ als Begriffe definitiv dingfest zu machen. Es geht uns hier ganz genau so wie Augustinus, der an den Beginn seiner Abhandlung über die Zeit die tiefgründigen Bemerkungen setzte: „Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich's, will ich's aber einem Fragenden erklären, weiß ich's nicht.“ (Augustinus 1980). Unseren Blick auf das Schöne zu lenken, auf das Schöne zu fokussieren und mehr noch das Schöne überhaupt zu unserem Erlebenszentrum zu machen, stellt trotz alledem einen der wichtigsten, wenn nicht überhaupt den wichtigsten Lebenszugang dar.

Als Menschen sind uns verschiedene Zugänge zur Welt offen. Wir sind dazu befähigt, unsere Welt, in der wir leben, aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und zu beobachten. Diese Betrachtungs- und Beobachtungsdimensionen bestimmen dann auch unser Denken und Nach-Denken über die Welt. Die unter verschiedenen Blickwinkeln entwickelten Denk- und Nachdenk-Formen unterscheiden sich ganz wesentlich in ihren Mustern, Figuren und Abläufen. So können wir uns der uns gegebenen Welt z.B. aus ökonomischer Perspektive mittels ökonomischer Denkfiguren nähern. Wir können dasselbe aber auch aus ästhetischer Sicht mittels eines ästhetischen Denkens bestimmen. Je nach Zugang wird uns die Welt einmal als eine auf ökonomische Maximen ausgerichtete erscheinen, das andere Mal als eine durch ästhetische Maximen bestimmte. Denn: Das Betrachten, Beobachten und Nach-denken, also das „Wahr-nehmen“ der Welt, ist nie nur reiner Abbildungsprozess, der ohne jedwede Wirkung auf das Wahrgenommene blie-

be. Wahrnehmung ist immer zugleich auch Schaffensprozess (Musaik et al. 2010).

Auf diese Weise formen unterschiedliche Weltzugänge und die dabei entwickelten Denkstrategien und Denkfiguren unterschiedliche Lebenswelten. So wie wir unsere Welt wahrnehmen, so wird sie auch. Es liegt also auch an uns, an unseren jeweiligen Weltzugängen, in welcher Welt wir leben. Ob wir z.B. in einer Welt leben müssen, die vorzugsweise nur auf „Wirtschaftlichkeit“ und „Wissenschaftlichkeit“ ausgerichtet ist, oder ob wir in einer Welt leben dürfen, in der dem Schönen und dem Sublimen höchste Ehre zuteil wird, das haben wir selbst in der Hand – das schaffen wir selbst mit den jeweils von uns gewählten Weltzugängen und auch damit, wie wir unsere Lebensschwerpunkte setzen.

Unsere heutige Welt ist geprägt von Ernüchterung und Entzauberung. So gesehen könnte die Frage, welchen Platz das Schöne in unserem Leben haben könnte, sollte und im Sinne eines naturgegebenen Willens vielleicht sogar haben muss, auf den ersten Blick als nicht zeitgemäß erscheinen in einer Zeit, die so wenig vom Schönen und so viel mehr von Leid und Nichtschönem bestimmt wird; in einer Zeit, die mehr von Wirtschaftlichkeitsnachweis und Wissenschaftsgläubigkeit gezeichnet ist als von Schönheitsmaximen; in einer Zeit, in der nicht das erlebbare und oft so schwer beschreibbare Schöne, sondern vielmehr statistische Berechnungen von Datensätzen und die sich daraus ableitbaren Wahrscheinlichkeitsverhältnisse als Objektivitätsbeweise für das Wahre in unserer Welt stehen. Warum soll also ausgerechnet in unseren Tagen, in denen schon lange nicht mehr nach Wohlsein und Wohlergehen des Einzelnen gefragt wird, sondern nur mehr der rasche, am besten auch monetär messbare Erfolg zählt, ein Text vorgelegt werden, der zwangsläufig auch auf die Gegensätze von Ernüchterung und Entzauberung, nämlich auf Berauschung und Verzauberung fokussiert? Als eine erste Antwort drängt sich hier auf, dass es gerade in einer Zeit, in der das Schöne von so vielen bestenfalls nur noch als Randerscheinung eines (wirtschaftlich) erfolgreichen Lebens angesehen wird, in ganz besonderem Maße notwendig ist, sich der Wirkungen und der Kraft des Schönen zu besinnen, um damit das Schöne und das Erleben des Schönen auch so weit kultivieren zu können, dass uns auf diese Weise wieder neue Möglichkeiten für ein schönes und damit auch erfülltes Leben eröffnet werden.

Es war nicht immer so, dass das Schöne nur mehr gleichsam als Zierleiste des Lebens fungierte, die man nur dann an das Ende des Tages setzen darf, wenn man auch den jeweiligen Erfordernissen gut und brav entsprach und darüber hinaus hoffentlich auch noch erfolgreich war. Im antiken Griechenland galt Müßiggang und damit auch das Genießen von allem Schönen, ganz unabhängig von geleisteter Arbeit, als das oberste anzustrebende Lebensziel. Auch noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts stand in Mitteleuropa ein mit Kunst gefülltes und erfülltes Leben im Hauptfokus, zumindest für diejenigen Menschen, die sich ein solches schönes Leben auch pekuniär leisten konnten. Mit zunehmender Industrialisierung, Entindividualisierung und Ökonomisierung unserer westlichen Welt ist dann eine erste Abkehr vom schönen Leben festzumachen. Die Gräueltaten des zwanzigsten Jahrhunderts – und hier vor allem natürlich auch die durch die beiden Weltkriege und die hier wütenden faschistischen Regime verursachten mit ihren unfassbaren Tötungsmaschinerien bis hin zum Holocaust – trugen darüber hinaus wesentlich dazu bei, dass das Schöne als Zentrum menschlichen Lebens und Erlebens immer mehr an Terrain verlor. Andere Werte wie z.B. „Gut-zu-funktionieren“, „Sich-etwas-leisten-können“ und „Erfolgreicher-als-andere-sein“ traten an seine Stelle. Das Schöne und damit auch Fragen der Ästhetik rückten damit immer mehr aus dem Blickfeld und wurden in den Hinter- bzw. Untergrund menschlichen Daseins verbannt.

Dass diese Entwicklung zur Abkehr vom Schönen, wie von manchen behauptet, nicht erst in der Nachkriegszeit des zweiten Weltkrieges, also erst in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts einsetzte, sondern bereits viel früher, nämlich schon in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, ist nicht zuletzt damit zu belegen, dass Friedrich Nietzsche (1844/1900) in seinen ästhetischen Abhandlungen der 1870er veröffentlichten *Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* schon die Vermutung äußerte, dass es „vielleicht ... überhaupt anstößig sein (werde), ein ästhetisches Problem so ernst genommen zu sehn.“ Ein halbes Jahrhundert später konstatierte dann Bertolt Brecht in seinem in der Nachschau auf den ersten Weltkrieg geschriebenen Gedicht *An die Nachgeborenen*: „Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!“ (Brecht 1979). Und unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg ging Theodor W. Adorno (1918/2002) in seinem Aufsatz *Kulturkri-*

tik und Gesellschaft sogar so weit zu behaupten: „... nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, ...“ Ein Satz, der leider von ungeheurer Wirkkraft war und es immer noch ist. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts konstatierte Klaus Laermann, dass dieser Satz „seit vierzig Jahren lähmend auf dem Bewusstsein jener Intellektuellen in Westdeutschland (liege), die angesichts des industrialisierten Völkermords an den europäischen Juden nicht von der Gnade einer späten Geburt zu faseln bereit sind. Er war und ist eine der Formeln ihrer ebenso entsetzten wie ohnmächtigen Betroffenheit angesichts des unfassbaren Leidens. Sie verstanden diesen Satz als ein Darstellungsverbot.“ (Laermann K 1992)

Dieses „Verbot“ setzte sich so in den Hinterköpfen vieler Kunstschaffender fest, dass sie es bis heute vermeiden, schöne Kunstwerke zu schaffen, weil sie mit diesen einen Makel des Nicht-authentischen und somit des Unehrliehen und Unehrenhaften verbinden. Daran konnte nicht einmal das nicht nur seines Inhalts, sondern vor allem auch seiner unglaublichen dichterischen Schönheit wegen herausragende Gedicht *Todesfuge* von Paul Celan (1948/2002) etwas ändern. Paul Celan setzte sich mit diesem Gedicht ganz bewusst – und mit und nach ihm auch so manch anderer – über das Adorno'sche Tabu hinweg. Und dennoch – auch damit konnte das Fortschreiten einer Abkehr vom Schönen nicht gebremst und schon gar nicht zum Stillstand gebracht werden. In der Zwischenzeit ist das tiefgreifend und tief sinnig Schöne schon so weit geschrumpft, dass es nunmehr bestenfalls das Dasein einer Nebenstimme im Konzert menschlicher Aktivitäten fristet – und das keineswegs nur im deutschsprachigen Raum. Auch in der anglo-amerikanischen Philosophiewelt wird die Ästhetik und damit das Schöne gerne als „der ärmere, weniger anspruchsvolle und weniger differenzierte Cousin der Ethik“ angesehen, wobei in diesem Zusammenhang massive Zweifel erhoben werden, ob es sich bei der Ästhetik überhaupt um einen „Bona-fide-Gegenstand“ handele (Hampshire 1954).

Nur dort, wo es um oberflächliches Beschönen, Verzieren bzw. Ornamentieren geht, finden sich in unserer heutigen Welt Rudimente des Schönen. Der Philosoph und Ästhetiker Wolfgang Iser (2003) diagnostiziert, dass wir „heute inmitten einer früher unerhörten Ästhetisierung der realen Welt (leben) ... Die Individuen unterziehen sich einem umfassenden Styling von Körper, Seele und Verhalten. In Schönheitsstudios und Fitnesszentren be-

treiben sie die ästhetische Perfektionierung ihrer Körper, in Meditationskursen und New-Age-Seminaren die Ästhetisierung ihrer Seelen, und in Benimmkursen trainieren sie sich das ästhetisch erwünschte Verhalten an. Der Homo aestheticus ist zur neuen Leitfigur geworden.“ Die Bemühungen dieser „Leitfigur“ erschöpfen sich aber vorzugsweise im Dekorativen, in Behübschungen, Ornamentierungen und kosmetischen Maßnahmen. Sie sind allesamt nur auf den oberflächlichen Schein und dessen Wahrung ausgerichtet und stehen damit als Machwerke der Oberflächenästhetik fernab aller Aktivitäten, die wir mit Wolfgang Welsch (2003) der Tiefenästhetik zurechnen wollen, nämlich jenen des tief sinnigen Erlebens des Sinnlichen, der Ermöglichung von Transformation und Neukonfiguration des Schönen in unserer Welt bis hin zur Kosmopoesie, dem menschlichen Schaffen und Erleben einer Welt im Schönen, einer schönen Welt.

Eine Wiederbesinnung auf das Schöne als schöpferische Kraft, auf die in ihr wohnenden Potentialitäten, und ein Ausloten unserer Möglichkeiten, diese zu kultivieren, das ist auch ein wesentlicher Grund dafür, gerade hier und jetzt diese auf den ersten Blick so unzeitgemäße Schrift zum Willen des Schönen zu verfassen. Nach fast einem Jahrhundert der Enthaltensamkeit scheint es nun doch weit an der Zeit, sich wieder dem Schönen zuzuwenden, und zwar nicht so sehr dem vordergründig oberflächlichen Dekorativen, dem den Schein wahren Schönen, sondern vielmehr dem tiefenästhetisch Schönen, also jenem Schönen, das uns alle auf so unergründliche Weise anzieht und gleichzeitig auf so besondere Art zu bewegen imstande ist, um damit den Grundstein für die Schaffung einer wieder schönen und damit auch lebenswerten Welt zu legen.

In der Menschheitsgeschichte wurde eine ganze Fülle von Zugangsformen zur Welt entwickelt. Diesen entsprechend entstanden auch verschiedenste Denkformen und Denkfiguren zu dem uns Gegebenen. So können wir heute zwischen einem logischen Denken, einem metaphorischen, aphoristischen, metaphysischen, einem wissenschaftlichen, psychoanalytischen, phänomenologischen, einem ästhetischen, rechnerischen, ökonomischen und poetischen Denken unterscheiden, um nur einige der mannigfachen Denkformen herauszugreifen. Alle diese Ausformungen des Denkens sind durch die ihnen jeweils eigenen Denkstrategien, Denkmuster, Denkfiguren und Denkabläufe ausgezeichnet, wobei gewisse

Überschneidungen da und dort durchaus möglich sind. Nicht selten werden diese verschiedenen Denkart dann auch als unterschiedliche *Methoden* des Weltzugangs ausgewiesen. In jedem Fall bestimmen sie ganz wesentlich die jeweilige *Weltsicht*. Und wenn ihnen in einem bestimmten Zeitalter dann noch eine besondere Vorrangstellung gegenüber anderen zugesprochen wird, bestimmen sie auch noch das, was wir den *Zeitgeist* nennen.

In unserer heutigen Zeit beherrscht ohne Zweifel der sogenannte „naturwissenschaftliche“ Weltzugang, der in seinem Wesen vielmehr ein wahrscheinlichkeitstheoretischer ist, unsere Weltsicht. Diesem Weltzugang entspricht die Denkform, die Martin Heidegger als „rechnendes“ bzw. „rechnerisches“ Denken bezeichnete (Heidegger 1927/2006; Denker 2011). Heute versteht man unter rechnerischem Denken über die ursprüngliche Heidegger'sche Anschauung hinausreichend einen im Wesentlichen kognitiven Weltzugang, der im ersten Schritt auf Beobachtung (also letztlich auf Sinneswahrnehmung bzw. technisch erweiterter Sinneswahrnehmung) von naturgegebenen Ereignissen und Umständen beruht. In einem zweiten Schritt werden diese Beobachtungen dann im Rahmen von darauf angewandten „Messverfahren“ in Zahlen transformiert. Die auf diese Weise gewonnenen Zahlen sind Ausgangspunkt für die den dritten Schritt des rechnerischen Denkens ausmachenden „Berechnungen“, wobei diese „Berechnungen“ sich heute im Wesentlichen auf statistische Analysen, also auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen beschränken. In einem vierten Schritt werden dann diese derart erzielten „Signifikanzen“, die in der Regel hier nicht mehr als Wahrscheinlichkeiten, sondern bereits als „wissenschaftlich gesicherte Fakten“ ausgegeben werden, vom Untersucher ausgelegt und interpretiert, wobei gar nicht selten diese in der Regel weit über die ursprünglichen Zahlenergebnisse hinwegreichenden Spekulationen dann als „wissenschaftlich fundierte Wahrheiten“ ins Fachschrifttum eingehen.

Diese als Wahrheiten ausgewiesenen Spekulationen dienen ihrerseits wiederum als Ausgangspunkt für neue „Beobachtungs- bzw. Experimentreihen“, die ihrer Anlage nach nicht auf kritische Prüfung der „wissenschaftlichen Wahrheiten“ ausgerichtet sind, sondern vielmehr auf Bestätigung des schon gewusst geglaubten und damit letztendlich auf Erhaltung eines somit immer stärker untermauerten Wahrheitssystems. Dass auf diese Weise die Chance auf profunden Wissenszuwachs hinsichtlich des uns von Na-

tur aus Gegebenen als eher gering einzuschätzen ist, liegt auf der Hand. Für Weiterentwicklungen im technischen Bereich ist diese Vorgangsweise allerdings eine höchst erfolgreiche Strategie, was sich auch in den enormen Entwicklungen im Techniksektor (denken wir hier nur an heute verfügbare technische Möglichkeiten, die man vor einem halben Jahrhundert noch nicht für möglich hielt, wie z.B. die Internet-Kommunikation oder die funktionale Magnetresonanztomographie des Gehirns etc.) widerspiegelt.

Nur am Rande sei hier vermerkt, dass die ohne Zweifel phänomenalen Entwicklungen im technischen Bereich heute mit einer gewissen Nonchalance mit den Wissenszuwächsen in den „Naturwissenschaften“ gleichgesetzt werden. Das ist überall dort auch legitim, wo es um technische Weiterentwicklungen geht, trifft aber keineswegs für unseren Wissenszuwachs auf dem Gebiet der Naturgegebenheiten zu. Manche Forscher behaupten zwar, dass wir heute viel mehr über den Menschen und wie er „funktioniert“ wissen, weil wir mittels hochtechnisierter Einrichtungen und Geräte bestimmte regionale Hirnaktivitäten in vivo messen können. Dass es aber weiterhin völlig unklar ist – um nur einen auf den ersten Blick sehr einfach scheinenden Sachverhalt herauszugreifen –, ob diese gemessenen Hirnaktivitäten nun Grund bzw. zumindest Ausgangspunkt der damit in Verbindung stehenden menschlichen Handlungen sind oder doch nur diese ermöglichende Begleitphänomene, wird dabei meist verschwiegen. Was jedoch ein Mensch ist und vor allem wie er nach seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten auch werden kann, was und wie er also als Wirklichkeits- und gleichzeitig auch als Möglichkeitswesen (Musil 1978) wirklich *ist*, das kann mit Hilfe physikalisch-technischer Methoden überhaupt nicht untersucht und daher letztendlich auch nicht erfahren werden.

Die Vorherrschaft, die das rechnerische Denken in heutiger Zeit gegenüber allen anderen Denkformen auszeichnet, den Aufstieg zu dem, was heute üblicherweise als *Zeitgeist* bezeichnet wird, verdankt es also weniger den so oft behaupteten naturwissenschaftlichen Wissenszuwächsen, sondern vielmehr den bereits erwähnten ungemeinen Erfolgen der Technik. Diese technischen Errungenschaften, die so wesentlich unser gesellschaftliches Leben mitbestimmen, zeichnen auch für den rasanten gesellschaftlichen Aufstieg der sogenannten „Naturwissenschaften“ verantwortlich. Diese Hochschätzung der Naturwissenschaften (die manchmal durchaus die Grenze zur Überschätzung überschreitet) geht heute

sogar so weit, dass im angloamerikanischen Sprachraum gar nicht mehr zwischen Naturwissenschaften und Humanwissenschaften unterschieden wird, sondern die Naturwissenschaften einfach ganz allgemein als „science“ bezeichnet werden, während die Humanwissenschaften, ohne das Beiwort „science“, nur mehr unter den Begriff „humanities“ zusammengefasst werden.

Wie sehr ein solches rechnerisches Denken, dass dann gleich auch noch als „naturwissenschaftliches Denken“ ausgegeben wird, sich auch in unseren Breiten durchgesetzt hat (und keineswegs im anglo-amerikanischen Raum verbannt bleibt), ist wohl auch daran zu erkennen, dass im Rahmen von Bildungsdiskussionen die Humanwissenschaften nunmehr gar nicht selten als „Orchideenfächer“ der Universität ausgewiesen werden und dabei die Frage gestellt wird, ob man sich heute, in unserer „aufgeklärten Zeit“ bei allgemeiner Ressourcenverknappung, solche Universitätsdisziplinen überhaupt noch leisten sollte. Die Orchidee steht hier ganz offensichtlich für etwas zwar Schönes, das aber in seiner Funktionalität und damit auch in seiner Wertigkeit für den Menschen völlig nutzlos sei. Damit wird ein tiefer Graben geschlagen zwischen dem Notwendigen und Nützlichen auf der einen Seite und dem Schönen als dem potentiell Nicht-Notwendigen und Unnützen auf der anderen Seite. Eine solche Unterscheidung liegt jedoch, wie es im Folgenden aufzuzeigen gilt, fernab der beobachtbaren Realität und macht daher auch gar keinen Sinn. Schönheit und Funktionalität, das Schöne und das Funktionieren sind nämlich keine sich ausschließenden Gegensatzpaare – ganz im Gegenteil: Sie können sich als komplementäre Kraftvektoren nicht nur gegenseitig ergänzen, sondern sogar gegenseitig als Promotoren und Katalysatoren wirksam werden.

Der heute so alles beherrschenden rechnerischen („naturwissenschaftlichen“) Denkart wird mit diesem Schrifttum ein ästhetisches Denken gegenübergestellt. Dieses ästhetische Denken, wie es vom deutschen Philosophen, Anthropologen und Ästhetiker Wolfgang Iser (2003) am Beginn dieses Jahrtausends erstmals systematisch vorgestellt wurde, ist auch die gebotene Ausdrucksform und sinnlich-gedankliche Bearbeitungsmöglichkeit eines ästhetischen Weltzugangs und damit die bestmöglich geeignete Form des Denkens, um dem Phänomen des Willens zum Schönen näherzukommen, diesen Willen in seiner Wesenheit auszuleuchten und zu ergründen und schlussendlich auch seine Auswirkungen auf un-

ser tägliches Leben zu reflektieren. Um aber überhaupt berechtigterweise von einem ästhetischen Denken zu sprechen, darf Ästhetisches „nicht (nur) bloß Gegenstand der Reflexion sein, sondern (muss) den Kern des Denkens selbst betreffen. Das Denken muss als solches eine ästhetische Signatur aufweisen, muss ästhetischen Zuschnitts sein“, schreibt Wolfgang Iser (2003) in seinem Werk *Ästhetisches Denken*.

Dieses ästhetische Denken unterscheidet sich vom rechnerischen ganz grundlegend. Während das „rechnerische“ Denken, wie es heute in den Naturwissenschaften zur Anwendung gelangt, vorzugsweise auf den theoretischen Grundlagen des Positivismus basiert (siehe auch Kapitel „Der Wille zum Schönen als Naturkraft“), ist das ästhetische Denken den Maximen der Postmoderne verpflichtet. Postmoderne Denkansätze – von manchen auch als Denkformen der „Spätmoderne“ (Kraus 2000; Marquard 2007, 2015) benannt – werden üblicherweise als Reaktionen auf einen naiven, deshalb aber nicht weniger ernsthaften Fortschrittsglauben in den westlichen Kulturen gesehen. Ihnen allen gemeinsam ist ein tiefes Misstrauen gegen das, was heute als „objektive“ bzw. „wissenschaftliche Wahrheit“ ausgegeben wird; ein Misstrauen also vor allem den großen Erzählungen (Lyotard 1979) der modernen Wissenschaften gegenüber (Blackburn 1996). Die Postmoderne mit ihren so unterschiedlichen Strömungen ist eine bei weitem noch nicht abgeschlossene geistesgeschichtliche Epoche. Sie ist vielmehr ein noch laufendes Projekt mit unterschiedlichen und sich noch verändernden Denkströmen, womit eine abschließende Beschreibung und Bewertung ihrer Kennzeichnungen, Grenzziehungen und Charakteristika kaum möglich ist. Trotz aller Vielfalt postmoderner Strömungen können jedoch einige Eckpfeiler postmodernen Denkens als Orientierungshilfen festgemacht werden.

Diese Eckpfeiler oder Bezugspunkte postmodernen Denkens, die gleichzeitig auch die Grundlagen des ästhetischen Denkens darstellen, sind erstens die radikale Ablehnung dessen, was in der modernen Wissenschaft als letztgültige objektive Wahrheit bezeichnet wird. Wahres ist immer nur im Geflecht der jeweiligen Bedingungskonstellationen als solches zu erkennen. Jede Wahrheit kann immer nur eine „relative Wahrheit“ sein, sie steht immer in Relation zu ihren Ausgangsprämissen und wird auch von diesen entscheidend mitbestimmt. Zweitens wird die Behauptung der Moderne verworfen, dass es eine Möglichkeit zu objektivem

Wissen gäbe, das seinerseits im Gegensatz zu einem nur subjektiven Wissen stünde. Im postmodernen Denken gibt es keine Objektivität, für uns Menschen kann es sie gar nicht geben, weil wir ja als Menschen immer Subjekte sind und dementsprechend immer und letztendlich untrennbar an das Subjektive gebunden sind. Wir sind und bleiben Subjekte, selbst dort, wo wir uns unserer Subjektivität nicht mehr bewusst sind. Unsere Weltschau ist und bleibt – welche Hilfsmittel wir auch einsetzen – immer subjektive Weltschau. Für eine „objektive Welt(ein-)sicht“, also eine Weltschau, die dann gar nicht mehr von unseren subjektiven Betrachtungsweisen mitgestaltet ist, müssten wir uns selbst verlassen – was zum einen per se schon nahezu unmöglich ist und zum anderen dort, wo dies gelingt, wir bereits das Terrain psychischen Krankseins betreten.

Der dritte Eckpfeiler postmodernen Denkens kann mit der allbekannten Phrase der „Kontextabhängigkeit allen Seins“ umrissen werden. Jedes Wahre ist nicht nur seiner Herkunftskonstellation entsprechend wahr, jede Wahrheit kann auch nur in einem gewissen, eben dem ihrigen Bezugssystem Bestand haben. Verändert man den Kontext, also das Bezugssystem, so kann das vormals Wahre zum Nicht(-mehr)-Wahren mutieren. Das gilt ganz besonders für die Sprache, die immer eine mehrdeutige ist. Diese Mehrdeutigkeit der Sprache (der vierte Eckpfeiler der Postmoderne) ergibt sich einerseits schon allein durch den Gebrauch der Begriffe in der Sprache (Wittgenstein 1953/1998), andererseits durch permanente Verschiebungen und Entwicklungen im historischen bzw. kulturellen Kontext, was in eine Bedeutungsvielfalt sondergleichen mündet mit all den vorstellbaren positiven (wie z.B. der Möglichkeit, Neues zu schaffen) und negativen Folgen (wie z.B. Missverständnissen aller Art bis hin zu Verwirrungen und Verirrungen).

Der fünfte Bezugspunkt der Postmoderne und ihrer Denkfiguren ist der nicht mehr zu leugnende Umstand, dass der Beobachter selbst immer auch aktiver Teil des zu beobachtenden Systems ist. Er steht nicht außerhalb des zu Beobachtenden, sondern er verändert schon allein durch sein Beobachten selbst das von ihm zu Beobachtende entscheidend mit. Das gilt im Besonderen für experimentelle Untersuchungen der Natur. Die von uns beobachtete Natur wird durch uns als Beobachter bzw. von uns als denjenigen, die ein bestimmtes Experiment durchführen, so weit verändert, dass wir nicht mehr die Natur selbst, sie „so wie sie ist“, untersuchen, sondern eine Natur die „so ist, wie wir sie durch unsere Beob-

bachtung bzw. Versuchsanordnung veränderten“. Oder anders ausgedrückt – allein durch unsere Untersucherposition, die bestimmte Anlage und gewählte Methodik der Untersuchung verändern wir die Untersuchungsergebnisse in einem solchen Maße, dass unsere „Erkenntnisse“ mehr mit uns selbst und unseren Forschungsmethoden zu tun haben denn mit der „wirklichen“ Beschaffenheit und Funktion der Natur (die ja zumindest in positivistischen Forschungsansätzen zentraler Untersuchungsfokus ist). Als Beobachter bzw. Untersucher stehen wir also niemals außerhalb des zu beobachtenden Systems. Niemals sind wir rein objektive Betrachter. In unserer Subjektivität gefangen sind wir immer aktiv verändernder Teil des Untersuchungsprozesses und bestimmen damit immer – ob nun gewollt oder ungewollt – auch dessen Ergebnis wesentlich mit (v. Förster 1993; v. Förster & Pörksen 2003).

Fasst man diese fünf Maximen postmodernen Denkens zusammen, so ranken sie sich alle um ein Zentrum, nämlich um die Aufgabe des Anspruches auf eine im Objektiven begründete letztgültige Wahrheit. Die Zurückweisung der Möglichkeit einer solchen „letzten objektiven Wahrheit“ heißt aber nicht, dass man damit jedweden Wahrheitsanspruch aufgeben muss, dass es gleichsam gar keine Wahrheit mehr geben kann und wir uns daher in einem bezugspunktlosen „anything goes“ (Feyerabend 2002) verlieren müssen. Es gibt schon Wahres und damit auch Unwahres. Dieses Wahre ist aber nie ein letztgültiges Wahres, sondern eben immer von der jeweiligen Betrachtungsperspektive und Untersuchungsanordnung abhängig. Die Wahrheit als Qualitätskriterium der Denkfigur fällt jedoch weg. Eine Denkfigur ist demnach nicht allein schon deshalb von hoher Qualität, weil sie Wahres beinhaltet bzw. weil sie Wahres zutage fördert. Der Wahrheitsanspruch als Qualitätskriterium für herkömmliches rechnerisches Denken wird für das ästhetische Denken nun durch den Redlichkeitsanspruch ersetzt.

Friedrich Nietzsche (1882/1988) wies uns in seiner *Fröhlichen Wissenschaft* auf die zentrale Rolle von Redlichkeit im Sinne von Wahrhaftigkeit in der Erforschung der uns gegebenen Welt hin. Er stellte dort die Redlichkeit dem hochmütigen und gleichzeitig so lebensfremden Wahrheitsfetischismus jener im Positivismus verhaftet gebliebenen Forscher gegenüber, die in der Überzeugung leben, dass es uns Menschen doch möglich wäre, *die* objektive Wahrheit der Natur erkennen zu können. Eine solche allgemeine, letztgültige Wahrheit wird uns aber immer unzugänglich bleiben. Und schon

gar nicht kann uns eine mathematische Artistik „Wahrheitsfindung“ möglich machen, da sie ja „Objektivität“ letztendlich immer nur vortäuschen kann. An Stelle eines vor allem von den sogenannten Naturwissenschaften dogmatisch eingeforderten, aber doch nie zu erreichenden „Wahrheitsgewinns“ braucht es in der Forschung als Gütesiegel vielmehr eine sich in Redlichkeit und Wahrhaftigkeit manifestierende Wahrheitsliebe. Eine solche *Wahrheitsliebe*, als Gegenmodell zur heute noch so weit verbreiteten *Wahrscheinlichkeitsliebe*, kann uns dann auch viel eher neue Dimensionen unseres Weltverständnisses eröffnen (Musalek 2012a).

Diese von Nietzsche eingeforderte Redlichkeit ist auch Grundstein schlechthin für die Validität der Ergebnisse ästhetischen Denkens. Es genügt dabei aber nicht, mit Redlichkeit ästhetische Sachverhalte zu erfassen und aufzuzeichnen. Natürlich müssen auch die Ergebnisse ästhetischen Denkens und Forschens hinsichtlich Zuverlässigkeit, Nachvollziehbarkeit und Replizierbarkeit überprüft werden. Mit anderen Worten: Resultate ästhetischen Denkens sind natürlich auch auf ihre Validität zu prüfen. Damit nicht genug: Im Unterschied zum rechnerischen Denken, das da und dort immer mehr zu einem Denken „l'art pour l'art“ mutiert ist – es werden oft Zahlenspiele angestellt, deren Nützlichkeit im Dunkeln bleibt, man denke nur an die Fülle von mehr oder weniger nutzlosen Statistiken, mit denen wir tagtäglich überhäuft werden –, sind Schlussfolgerungen der ästhetischen Forschung nicht nur auf ihre Validität, sondern immer auch auf ihre Relevanz zu prüfen. Es genügt also nicht, einfach nach dem Was und Wie zu fragen, sondern es braucht ganz wesentlich auch die Frage nach dem Wozu. Es gilt somit festzulegen, was man mit dem ästhetischen Denken erreichen will; dazu müssen nicht zuletzt auch Zielgrößen im lebenspraktischen Vollzug definiert werden, um Ziellinien zu ziehen, die mittels ästhetischen Denkens und Forschens auch wieder überschritten werden können.

Beispiele für solche ästhetische Zielgrößen im praktischen Leben können wir heute nicht zuletzt auch bereits in der Medizin finden. Wie der Autor bei Einführung eines neuen, ganz auf das Schöne und die Freude ausgerichteten Behandlungsprogrammes für Suchtkranke, dem sogenannten „Orpheus-Programm“ zeigen konnte, ermöglicht die Etablierung des Behandlungsziels „Verbesserung der Behandlungsattraktivität“, einer typischen ästhetischen Zielsetzung, auch eine Verbesserung der Behandlungs-Compli-

ance bzw. -Adhärenz, die dann ihrerseits eine signifikante Prognoseverbesserung der Suchtkrankheit zur Folge hat (Musalek 2010a). Weitere ästhetische Zielgrößen in der Medizin wären die „Kultivierung des gastfreundlichen Umganges“ mit Patienten oder aber überhaupt das Behandlungsziel „freudvolles Leben“, um noch zwei andere Beispiele aus dem Bereich Medizin zu nennen. Diese zuletzt genannten Zielgrößen, die ebenso im Orpheus-Programm in die klinische Praxis umgesetzt werden (Musalek 2010a, Musalek 2011b), können dann ebenfalls auf ihre Relevanz für den Krankheitsverlauf geprüft werden. Ästhetische Zielgrößen spielen natürlich nicht nur in der Medizin eine wesentliche Rolle, sondern sind in unserem gesamten Leben von außerordentlicher Bedeutung: Denken wir an die Wirksamkeit und Relevanz von angenehmen öffnenden (aber auch von angstmachenden, verschließenden) Atmosphären für unser Zusammenleben oder an den ungeheuren Einfluss nicht nur einer schönen Umgebung oder Beziehung (oder eben gerade des Gegenteils), sondern auch einer schönen bzw. nicht schönen Zielsetzung auf unsere Motivation und Leistungsfähigkeit.

Ästhetisches Denken ist somit einerseits haltungs-orientiert (mit dem Hauptfokus Redlichkeit), andererseits methoden-orientiert (mit dem Hauptanspruch Validität im Sinne von Nachvollziehbarkeit und Replizierbarkeit) und nicht zuletzt auch ziel-orientiert (im Sinne einer Ausrichtung auf Relevanz und Nützlichkeit). Alle drei Kernbereiche ästhetischen Denkens, die *Redlichkeit*, die *Reliabilität* und die *Relevanz* (also die drei großen „R“ des ästhetischen Denkens), begründen das, was wir als „Wahrheitsliebe“ im ästhetischen Denken bezeichnen wollen. Diese Wahrheitsliebe, als grundlegende Maxime ästhetischen Denkens, steht in deutlichem Gegensatz zu dem, was im rechnerischen Denken unter der Bezeichnung „(objektive) Wahrheitsfindung“ zum Generalthema gemacht wird. Liebe und damit auch Wahrheitsliebe entzieht sich im Kern dem rechnerischen Denken, sie ist als unmittelbar erlebbare Grundvoraussetzung des ästhetischen Denkens auch nur mittels ästhetischen Denkens selbst „wahrnehmbar“, „mitteilbar“ und damit „kultivierbar“. Eine gewisse „theoretische“ Liebe zur Wahrheit allein genügt aber noch nicht, um von Redlichkeit im engeren Sinn sprechen zu dürfen. Redlichkeit braucht ebenso wie gelebte Liebe vor allem Sorgfalt, Ausdauer, Genauigkeit, Authentizität, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit.

Als Ausgangspunkt für wissenschaftliche Interpretationen dienen im „ästhetischen Denken“ nicht wie im naturwissenschaftlich-rechnerischen Denken (technisch erweiterte) *Sinneswahrnehmungen*, sondern vielmehr *sinnliche Wahrnehmungen*. Schon Aristoteles hat uns in seiner Schrift *Politik* (Höffe 2007) bei der Beschreibung der Besonderheiten des Menschen als *zoon logon echon* aufgezeigt, dass der Mensch nicht nur durch seine Vernunft, sondern vor allem auch durch eine ihm besondere *aisthesis* ausgezeichnet ist. Diese menschliche *Aisthesis* ist nicht auf bloß animalisch-emotionales Fühlen zu reduzieren, sie ist eine zutiefst menschlich-emotionale Zugangsform zur Weltenkenntnis. Als besondere Möglichkeit der Erlebnisfähigkeit ist sie auch ganz wesentlicher Ausgangspunkt für ästhetisches Denken.

In einem weiteren Schritt wird ästhetisches Denken von einer „generalisierten wahrnehmungshaften Sinnvermutung („ästhetisch-imaginative Expansion“)" geprägt (Welsch 2003). Diese ästhetisch-imaginative Expansion ist ihrerseits wiederum Ausgangspunkt für den dritten Schritt des ästhetischen Denkens, das reflexive Ausloten und Prüfen des Wahrgenommenen. Die Konsolidierung der auf diese Weise reflexiv zu einer „phänomenologischen Gesamtsicht“ erhärteten Wahrnehmung erfolgt dann im vierten Schritt, welcher eben nicht von einem Wahrheitsanspruch im engeren Sinn, sondern vor allem von Redlichkeit im Sinne einer uneingeschränkt gelebten Wahrheitsliebe geleitet sein muss.

Ein solches auf Wahrheitsliebe basierendes ästhetisches Denken und Forschen liegt auch dem folgenden Diskurs zur Frage des Willens zum Schönen zugrunde. Diskurs wird hier als ein sinnvoller (im Sinne von zieladäquat), an Spielregeln gebundener Austausch von Argumenten verstanden (H.J. Störig 2002). Die Spielregeln des vorliegenden Diskurses sind im Wesentlichen in jenen des ästhetischen Denkens vorgegeben. Dort, wo auf geschichtliche Zusammenhänge einzugehen sein wird, ist natürlich auch auf hermeneutische bzw. archäologische Methoden zurückzugreifen und dort, wo es nötig sein wird, psychologische bzw. sozialwissenschaftliche Aspekte in die Argumentation miteinzubringen, wird auch auf rechnerisches bzw. „naturwissenschaftliches“ Denken nicht zu verzichten sein. Roland Barthes erinnert uns in seinen *Fragmenten einer Sprache der Liebe* daran, dass Diskurs ursprünglich „die Bewegung des Hin-und-Her-Laufens, das ist Kommen und Gehen, das